

Walter Hömberg

Wissen ist Macht!?

Medien und Kommunikation in der „Wissensgesellschaft“

Denn unser Wissen ist Stückwerk ...
1 Korinther 13,9

Ende der achtziger Jahre habe ich fünf Semester lang in Bamberg gelebt und gelehrt. Wenn ich morgens meine Dachwohnung in einem krummen Fachwerkhaus am Pfahlplätzchen verlassen hatte, kam ich auf dem Weg zur Universität nach wenigen Schritten an einem alten Gebäude vorbei, dessen historische Bedeutung auf einer Gedenktafel festgehalten ist: „In diesem Hause wohnte 1807–1808“, so heißt es dort, „der Philosoph Georg Friedrich Wilhelm Hegel als Redakteur der Bamberger Zeitung und vollendete hier sein erstes Hauptwerk Die Phänomenologie des Geistes“.

Damit sind in sehr direkter Weise die zentralen Stichworte dieser Tagung angesprochen: *Medien - Kommunikation - Wissen*. Hegel begann seine Arbeit als Redakteur der „Bamberger Zeitung“ am 1. März 1807. Bamberg hatte sich längst als Druckerei- und Verlagsstadt einen Namen gemacht, aber der Zustand der Zeitung gefiel dem neuen Redakteur so gar nicht. Er spottet über die saft- und kraftlose Honoratiorenberichterstattung mit Nachrichten vom Typ, „daß der Prinz N.N. heute hier durchpassiert sei“ und „daß seine Majestät auf der Schweinsjagd gewesen ist“ (nach Beyer 1974, S. 37). Statt der reinen Chronistenrolle fordert und fördert Hegel eine Berichterstattung, die Zusammenhänge darstellt und Impulse für die öffentliche Kommunikation liefert. Auch vor Meinungsbeiträgen schreckt er nicht zurück. Kein Wunder, dass er bald Ärger mit der Zensur bekommt.

Das Manuskript der „Phänomenologie des Geistes“ hatte Hegel schon in Jena fertiggestellt. Zu Beginn seiner Bamberger Zeit hat er letzte Korrekturen durchgeführt und wohl auch die umfangreiche Vorrede abgefasst. Das Werk, das vor genau 200 Jahren erschienen ist, zeigt analytisch und synthetisch den Weg des Bewusstseins über verschiedene Stufen bis zum absoluten Wissen auf. Man kann es getrost als Meilenstein in der Geschichte des europäischen Denkens bezeichnen. Die „Phänomeno-

Eröffnungsvortrag zur Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft zum Thema „Medien und Kommunikation in der Wissensgesellschaft“ am 17. Mai 2007 in Bamberg. Der Vortragsstil wurde beibehalten, der Text aber um Literatur- und Quellenhinweise ergänzt.

logie“ entwickelt mittels der dialektischen Methode „nicht nur eine neue Theorie, sondern auch einen völlig neuen Typus des Wissens“ (Erdmann 1971, S. 159).

Hegel hat einmal eine Vorlesung mit der Begründung abgesagt, er sei mit dem Denken nicht fertig geworden. Ich habe das auch erwogen, als ich mit Erstaunen erfahren habe, dass mein Vortrag als „Keynote“ angekündigt worden ist. Ich weiß, was ein Grußwort ist und was eine Fastenpredigt, was eine Traueransprache und was eine Büttensrede. Ich weiß nicht, was eine Keynote ist. Übersetzen wir also diesen präventösen Begriff aus dem neuesten Wörterbuch des wissenschaftlichen Event-Managements schlicht mit „Beobachtungen, Bemerkungen und Fragen zum Thema“.

Das Thema lautet: „Wissen ist Macht!“ Ich beginne mit einer Frage: Leben wir in einer Wissensgesellschaft? Dann folgt ein kurzer Rückblick in die Geschichte. Am Ende stehen einige Bemerkungen zu unterschiedlichen Wissensformen und Wissenstypen.

I. Leben wir in einer Wissensgesellschaft?

„Wir leben in einer Wissensgesellschaft, sind Wissensarbeiterinnen und -arbeiter, arbeiten in wissensintensiven Geschäftsprozessen, an der Herstellung wissensintensiver Produkte und erbringen wissensintensive Dienstleistungen. Wir erstellen Wissensbilanzen, sind Teile von Wissensnetzwerken, zeichnen Wissenslandkarten, rufen Informationen aus Wissensdatenbanken ab, betreiben Wissensentdeckung und Wissenskooperation. Wir generieren, verteilen, internalisieren, externalisieren, kombinieren, sozialisieren, managen, gestalten, repräsentieren, verarbeiten, identifizieren, erwerben, modellieren, entwickeln, transformieren, kodifizieren, transferieren, bewerten, schützen und speichern Wissen. Wissen findet sich in Büchern, Informationssystemen, Daten, Organisationen, neuen Medien, Gehirnen, Produkten, Prozessen, kognitiven Strukturen, Patenten, Handlungen und sozialen Systemen ...“ (Wyssusek 2004, S. 1).

So beginnt Boris Wyssusek seinen Sammelband zum Thema „Wissensmanagement komplex“. Was der Autor hier mit Emphase (und wohl auch mit Sinn für Selbstpersiflage) formuliert, ist seit vier Jahrzehnten in ungezählten Publikationen und politischen Deklamationen behauptet und verkündet worden. Den Begriff „Wissensgesellschaft“ hat wohl zuerst der amerikanische Politologe Robert E. Lane verwendet: In einem Aufsatz aus dem Jahre 1966 prognostiziert er mit dem Bedeutungszuwachs wissenschaftlichen Wissens zugleich einen Niedergang irrationaler Politik und Ideologie (Lane 1966; vgl. Stehr 1994, S. 14, 26f.).

Der Soziologe Nico Stehr konstatiert einen Übergang von der Industriegesellschaft zur Wissensgesellschaft. Dabei verweist er auf ökonomisch induzierte gesellschaftliche Folgen und Probleme: Eines „der Hauptmerkmale für ein Wirtschaftssystem, in dem Wissen zur wichtigsten Quelle des Wertzuwachses wird und eine erhöhte Produktion unter geringerem Einsatz von Arbeit möglich sein wird“, sei der Verlust der Vollbeschäftigung (Stehr 1994, S. 524).

In der binnenwissenschaftlichen Diskussion, aber auch in der öffentlichen Debatte ist der Begriff „Wissensgesellschaft“ heftig umstritten. Kritiker sehen darin ein modisches Etikett, entstanden im Umfeld eines technologischen Determinismus, geprägt in der Absicht, innerhalb einer sich beschleunigenden Paradigmenkonkurrenz Aufmerksamkeit zu erhaschen. Skeptiker wie Hans-Dieter Kübler sprechen vom „Mythos Wissensgesellschaft“ (2005).

„In welcher Gesellschaft leben wir eigentlich?“ Ende der neunziger Jahre machte sich der junge Soziologe und Journalist Armin Pongs auf, um Antworten auf diese Frage zu bekommen (1999; 2000). Er besuchte insgesamt 24 Gesellschaftsanalytiker und -theoretiker – und er kam mit fast ebenso vielen Antworten zurück. Seine Gesprächspartner vertraten ganz unterschiedliche Gesellschaftskonzeptionen, so

- die Weltgesellschaft: Martin Albrow
- die postindustrielle Gesellschaft: Daniel Bell
- die Bürgergesellschaft: Ralf Dahrendorf
- die multikulturelle Gesellschaft: Claus Leggewie
- die Arbeitsgesellschaft: Claus Offe
- die Verantwortungsgesellschaft: Amitai Etzioni
- die gesplante Gesellschaft: Axel Honneth
- die postmoderne Gesellschaft: Ronald Inglehart
- die dynamische Gesellschaft: Renate Mayntz
- und die flexible Gesellschaft: Richard Sennett.

Besonders oft musste sich der Autor nach Bamberg auf den Weg machen, denn hier haben in den achtziger und frühen neunziger Jahren gleich drei Soziologieprofessoren der hiesigen Universität veritable Gesellschaftstheorien entwickelt:

- Kurz nach dem Reaktorunfall in Tschernobyl hat Ulrich Beck sein Buch über die „Risikogesellschaft“ (1986) veröffentlicht. Darin werden einerseits globale Technik- und Umweltgefahren, andererseits wachsende Risiken aufgrund der Individualisierung der Lebensführung als konstitutiv für die Gegenwart herausgestellt.
- Gerhard Schulze sieht als Folge des Übergangs von der Knappheits- zur Überflusgesellschaft eine wachsende Erlebnisorientierung. In seinem Buch „Die Erlebnisgesellschaft“ (1992) unterscheidet er ver-

schiedene soziale Milieus aufgrund von Alter, Bildung und Lebensstilen.

- Peter Gross schließlich betont als Folge technischer Innovationen und gestiegenen Wohlstands die Vervielfältigung von Waren, Dienstleistungen und möglichen Lebensentwürfen. Die von ihm konstatierte „Multioptionsgesellschaft“ (1994) bietet Wahlmöglichkeiten in nie gekannter Fülle. Die Kehrseite ist allerdings ein „Steigerungsimperativ“, der zur Zerstörung der menschlichen Lebensgrundlagen führen kann.

Diese drei genannten Theorieansätze haben auch der Kommunikationswissenschaft manche Impulse gegeben: etwa innerhalb der Risikoforschung, im Bereich der Publikumsforschung und bei der Beschäftigung mit dem Ratgeberjournalismus. Näher an unserem Thema sind Konzepte, die unter Etiketten wie „Informationsgesellschaft“ oder „Bildungsgesellschaft“ populär geworden sind.

Der Londoner Soziologe Scott Lash etwa hat sich in seinem Buch über „Die globale Kulturindustrie“ (2000) mit der Verschiebung von der industriellen Produktion zur Informationsproduktion beschäftigt. Er konstatiert ein Verschmelzen von Technik und Kultur und einen zunehmenden Einfluss der Ökonomie auf die Kultur angesichts globaler Informationsstrukturen. „Die Informationsgesellschaft besteht aus einem Netzwerk“; und durch „die Interaktion Mensch-Maschine entwickelt sich Kommunikation“ (nach Pongs 2000, S. 175f.).

Als Anwalt der „Bildungsgesellschaft“ gilt Karl Ulrich Mayer, der das Max-Planck-Institut für Bildungsforschung in Berlin leitet. Auf Basis einer empirischen Lebensverlaufsstudie hat er die Schwächen des herkömmlichen hierarchischen Schulsystems in Deutschland analysiert (1990). Er plädiert dafür, dass angesichts der schnell wandelnden Anforderungen der Arbeitswelt die Schule primär die Basis für lebenslange Aus- und Weiterbildungsprozesse legen muss.

„In welcher Gesellschaft leben wir eigentlich?“ Die „Wissensgesellschaft“ ist in den Sammelbänden von Pongs gleich zweimal repräsentiert: Helmut Willke diagnostiziert einen Wandel der Kernressourcen: Während die Industriegesellschaft auf den Produktionsfaktoren Land, Kapital und Arbeit aufbaut, sind heute Wissen und Expertise dominant (1998). Nicht makro-, sondern mikrosoziologisch geht Karin Knorr-Cetina das Thema an: In ihren Büchern „Die Fabrikation von Erkenntnis“ (1984) und „Wissenskulturen“ (2002) hat sie die Institutionen und Prozesse untersucht, durch die Wissen erzeugt wird. Diese „fact factories“ sind nach ihrer Einschätzung gegenwärtig von ähnlicher Bedeutung wie die Fabriken im Industriezeitalter.

Als Zwischenbilanz muss man festhalten, dass die zeitgenössische

Sozialwissenschaft viele Gesellschaftskonzeptionen im Angebot hat. Bereits Thomas S. Kuhn hat darauf verwiesen, dass in den Naturwissenschaften ein dominantes Paradigma durch ein neues abgelöst wird (1973). In den Geistes- und Sozialwissenschaften dagegen bestehen häufig mehrere Paradigmen nebeneinander.

Die monoperspektivische Blickverengung, die in der Fixierung auf Bindestrichgesellschaften der geschilderten Art zum Ausdruck kommt, ist sicherlich problematisch. Ein solcher Tunnelblick ignoriert, dass unterschiedliche, zum Teil auch gegenläufige Entwicklungen gleichzeitig ablaufen. So hat etwa die Globalisierung auch zum Aufblühen regionaler Kulturen geführt, zur sogenannten Glokalisierung. Allerdings enthalten solche fokussierten Analysen auch ein positives heuristisches Potenzial: Sie lenken den Blick auf charakteristische Kennzeichen, die sich dann unter dem Vergrößerungsglas des Sozialforschers genauer beobachten lassen.

Vor fast hundert Jahren hat Wolfgang Riepl das später so genannte *Komplementaritätsgesetz* formuliert (1913, S. 5). Danach verdrängt ein neues Medium ein älteres niemals völlig, kann aber sehr wohl dessen Formen und Funktionen verändern. Die gleiche Beobachtung lässt sich auch bezüglich der sozialen Entwicklung machen: Ältere Gesellschaftsformationen sind in neueren „aufgehoben“, und zwar im dreifachen Hegelschen Sinne. So ist es mehr als ein Gag, wenn ein Kollege aktuell von einer „informationstechnologiebasierten Wissensdienstleistungsgesellschaft mit industriellem Kern“ spricht (Rust 2002, S. 66).

II. Ein Blick zurück

Diese historisch-evolutionäre Sichtweise möchte ich aufgreifen, indem ich kurz einige Entwicklungsschritte der „Wissensgesellschaft“ beleuchte, und zwar unter der Leitformel „Wissen ist Macht“. Diese Formel geht zurück auf Francis Bacon. In der ersten Ausgabe seiner „Essays“, 1597 unter dem Titel „Meditationes sacrae“ veröffentlicht, schreibt er: „Nam et ipsa scientia potestas est.“ In der ein Jahr später erschienenen englischen Fassung heißt es: „For knowledge itself is power“ (John, S. 520). Und dann nochmals 1620 im „Novum organon scientiarum“: „Scientia et potentia humana in idem coincidunt“ – „Knowledge and human power come to the same thing“ (I, 3).

Bacon war nicht nur ein brillanter Jurist und später ein erfolgreicher Politiker, der es bis zum Lordkanzler von England brachte – er war auch ein philosophischer Schriftsteller von Graden. Wegweisend vor allem seine erkenntnistheoretischen Schriften: In Abkehr von Aristoteles und von

der Scholastik favorisiert er die Methode der Induktion; Beobachtung und Experiment gelten ihm als sichere Quellen des Wissens. Angetrieben vom Fortschrittsglauben, sieht er eine Kumulation des menschlichen Wissens, das freilich schon durch ein einziges Gegenbeispiel falsifiziert werden kann.

Bacon war Wegbereiter des Empirismus. Der Zeitgenosse von Galilei und Kepler hat auch eine Sozialutopie verfasst, die freilich eher eine Technik-Utopie ist: Im Zentrum von „Nova Atlantis“, als Fragment posthum 1627 erschienen, steht mit dem Haus Salomons eine große naturwissenschaftlich-technische Forschungsstätte. Ihr Zweck „ist die Erkenntnis der Ursachen und Bewegungen sowie der verborgenen Kräfte in der Natur und die Erweiterung der menschlichen Herrschaft bis an die Grenzen des überhaupt Möglichen“ (Bacon 1966, S. 205).

Das Haus Salomons ist ein Laboratorium der Antizipation: Telefon und Mikrofon, Dampfmaschine und Wasserturbine, Flugzeug und Unterseeboot – in Kooperation von Wissenschaftlern und Technikern werden hier viele Erfindungen späterer Jahrhunderte vorweggenommen (vgl. Bloch 1967, Bd. 2, S. 763ff.). Energiegewinnung durch Sonne und Wind, die Produktion künstlicher Wettererscheinungen, Züchtung von Tieren und Pflanzen, die experimentelle Entwicklung medizinischer Heilmittel – das Wissen der Gegenwart und der Zukunft materialisiert sich in Techniken zur Beherrschung der Natur und bestimmt das Handeln.

Das Haus Salomons ist eine Vorform der gelehrten Gesellschaften, die vor allem in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts gegründet wurden – in Florenz, London, Paris, Schweinfurt, Berlin und anderswo. Damit änderten sich auch die Kommunikationsformen.¹

Als gesellschaftlich dominante Kraft hatte die Kirche im Mittelalter Inhalte und Formen der Wissensvermittlung geprägt. Die direkte Weitergabe des Wissens im mündlichen Austausch zwischen Lehrern und Schülern war der vorherrschende Kommunikationsmodus. Mit den Reformen beginnt sich ein religiöser und weltanschaulicher Pluralismus auszubreiten, das Wissensmonopol der Kirche und der von ihr beeinflussten Bildungsinstitutionen wird brüchig.

Die wissenschaftlichen Gesellschaften standen an der Wiege eines neuen Medientyps. Die zeit- und ortsgebundenen Formen direkter Kommunikation können die steigenden Anforderungen ebenso wenig erfüllen wie das kompakte Speichermedium Buch und das Individualmedium Brief. Aus den geschriebenen oder gedruckten Sitzungsprotokollen der

¹ Eine fundierte Gesamtdarstellung der Geschichte der Wissen(schaft)s-kommunikation fehlt bis heute. Zum Folgenden vgl. insbesondere Kieslich 1969 und Hömberg 1985.

frühen gelehrten Gesellschaften geht schließlich ein neues, mechanisch vervielfältigtes Gruppenmedium hervor, das die Kriterien Publizität, (Fach-)Aktualität, Periodizität und damit Kontinuität aufweist: die Zeitschrift.

Die frühen Gelehrtenzeitschriften wie das „Journal des Sçavans“, die „Philosophical Transactions“ (beide seit 1665) und die „Acta Eruditorum“ (seit 1682) orientierten sich am polyhistorischen Wissensschaftsideal. Sie praktizierten einen engen Rollenverbund in Bezug auf Produktion, Distribution und Rezeption. Eine Öffnung für weitere Zielgruppen erreichte dann Christian Thomasius, der nicht nur als einer der ersten Professoren in deutscher Sprache lehrte, sondern in seinen „Monatsgesprächen“ (seit 1688) auch ein gesellschaftsbezogenes und wissenschaftskritisches Popularisierungsprogramm verfolgte. Damit war eine neue Stufe auf dem Weg zur Wissensgesellschaft beschritten: ein großes gesellschaftliches Lernprojekt, das wir gemeinhin als *Aufklärung* bezeichnen.

Die Geburt des neuen Mediums Zeitschrift ist ein wichtiger Impuls für die weitere Funktionsdifferenzierung der periodischen Pressemedien. Im 18. Jahrhundert geht – ohne dass das Idealbild des Universalgelehrten schon abgelöst wäre – die Spezialisierung voran, und zahlenmäßig überflügeln die Fachorgane bald die wissenschaftlichen Universalzeit-schriften. Neben der horizontalen beginnt in Ansätzen bereits eine vertikale Differenzierung wirksam zu werden: Zwar sind die Produzenten und die Vermittler von wissenschaftlichem Wissen noch meist identisch, aber mit der Gruppe der „Gebildeten“ erweitert sich der Rezipientenkreis – die Trennung zwischen wissenschaftlichem Sonderwissen, Bildungswissen und technologischem Anwendungswissen beginnt.

Das „Prinzip Öffentlichkeit“ beherrscht die Aufklärung ganz zentral. Immanuel Kant hat im gleichen Jahrzehnt, in dem er seine drei „Kritiken“ herausgebracht hat, auch die Magna Charta der Epoche formuliert. Den Beginn seines Aufsatzes „Was ist Aufklärung?“ aus der „Berlinischen Monatsschrift“ vom Dezember 1784 kann man nicht häufig genug zitieren (S. 481): „Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbst verschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Selbstverschuldet ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht am Mangel des Verstandes, sondern der Entschließung und des Muthes liegt, sich seiner ohne Leitung eines andern zu bedienen. Sapere aude! Habe Muth dich deines eigenen Verstandes zu bedienen! ist also der Wahlspruch der Aufklärung.“

Dieser Appell beschreibt präzise, welchen Menschentyp die Aufklärung vor Augen hatte: Es ist der Typ des *Selbstdenkers*. Verstand und

Vernunft sind demnach die Prüfinstrumente des Individuums; die Erkenntnisse müssen sich durch die Erfahrung bewähren und auch in der Praxis anwendbar sein. Der Königsberger Philosoph war ein solcher „Selbstdenker“, und er hat sehr bewusst seine Erkenntnisse über die akademische Binnenöffentlichkeit hinaus einem breiteren Publikum zu vermitteln versucht.

Das Spannungsverhältnis zwischen Information und Emanzipation, zwischen Selbstaufklärung und Fremdaufklärung darf nicht ausgeblendet werden (vgl. Schneiders 1974, S. 195-200). Es zeigt sich vor allem in der so genannten Volksaufklärung: Ein Protagonist ist Rudolph Zacharias Becker, und genau hundert Jahre nach dem ersten Erscheinen der „Monatsgespräche“ kann er sensationelle publizistische Erfolge feiern. Mit seinem „Noth- und Hülsbüchlein für Bauersleute“ und den begleitenden Schriften wendet er sich sozusagen im Medienverbund direkt oder indirekt (unter gezieltem Einsatz einer kommunikativen Zwei-Stufen-Strategie) an die Landbevölkerung. Die Einflussnahme der urbanen Hochkultur auf die bäuerlich-lokale Volkskultur, in der noch religiöses und magisches Wissen den Lebensvollzug weitgehend bestimmen, tritt hier auf in der spätaufklärerischen Form des Perfektibilismus: im „Streben nach ständiger Menschen- und Weltverbesserung, wobei das Gemeinwohl und Problemlösung nach dem Vernunftprinzip im Vordergrund stehen“ (Siegert 1978, Sp. 589).

Die Wissenspräferenzen und Wissensprofile einer Zeit hängen - genauso wie die Medienentwicklung - eng zusammen mit den ökonomisch-sozialen Anforderungen und Bedürfnissen. Das frühe 19. Jahrhundert war eine Zeit des gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Umbruchs. Die Signatur der Epoche ist von widersprüchlichen Tendenzen gekennzeichnet: politische Stagnation und soziale Dynamik, fürstentaatliche Restauration und Ansätze liberaler Konstitution, technischer Fortschritt und repressive Kommunikationskontrolle standen neben- und gegeneinander (vgl. Hömberg 1975, S. 7ff.).

Das starke Anwachsen der Bevölkerung, die zunehmende Landflucht und die wachsende Verstädterung sind teilweise Ursache, teilweise Folge des tiefgreifenden Wandels von einer Agrar- zu einer Industriegesellschaft. Mit der Auflösung der alten Sozialstrukturen und neuen beruflichen Anforderungen wächst der Bedarf an Information und Orientierung. Wissen und Bildung gelten als Motor sowohl für den allgemeinen gesellschaftlichen Fortschritt als auch für den individuellen sozialen Aufstieg.

Der Bereich der Wissenschaft entwickelt sich immer mehr zu einem gesellschaftlichen Teilsystem, das durch eigene Binnennormen und - zumindest - einen methodischen Minimalkonsens definiert ist. Während zuvor die Lehre im Zentrum stand, ja sie allein honoriert wurde, führt

jetzt das Humboldt'sche Universitätsprogramm zu einer institutionellen und personellen Verknüpfung von Forschung und Lehre und sichert damit der Forschung die ökonomische Basis.

Mit der Ausdifferenzierung nach Gegenstandsbereichen entstehen immer neue Disziplinen. Die Universitäten entwickeln sich tendenziell zu *Multiversitäten*. Die Wissenschaft wird zunehmend respektiert als Quellsystem des Wissens, und ihre Erkenntnisweisen beanspruchen einen immer größeren Geltungsraum bis hin zum Methodenmonopol. Neu entstehende Weltanschauungen und politisch-soziale Bewegungen wie Sozialismus und Kommunismus berufen sich auf ihre wissenschaftliche Grundlage.

Viele Schriftsteller und Intellektuelle betonen den Zusammenhang von Bildungsniveau und sozialer Mobilität und sehen sich als Vermittler zwischen wissenschaftlicher Forschung und breiten Volkskreisen. Ludolf Wienbarg, ein Vordenker des Jungen Deutschland, formuliert im Jahre 1838: „Allein der Lesekreis, welcher sich um die Wissenschaft versammelt, ist bedauerlicherweise nur sehr enge, und vielleicht ist es auch ein Verdienst, ein populäres Schallrohr auf die Lippe der Gelehrsamkeit zu setzen“ (Wienbarg 1838, S. VIII.).

„Volksbildung“ lautet der neue Imperativ. Volksbüchereien werden eröffnet, Volkshochschulen gegründet. Ganz unterschiedliche Gruppierungen tragen die Volksbildungsbewegung: die Kirchen, aber auch manche der sich langsam herausbildenden politischen Parteien. „Bildung macht frei“ heißt die Devise, und das „Sich-empor-Lesen“ gilt als Königsweg des Wissenserwerbs. Besonders die Arbeiter- und Handwerkerbildungsvereine engagieren sich hier. Wilhelm Liebknecht, Mitbegründer zunächst der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei und später der Sozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands, dreht vor dem Bildungsverein in Dresden am 5. Februar 1872 den bürgerlichen Leitsatz um: „Durch Bildung zur Freiheit“, das ist die *falsche* Losung, die Losung der falschen Freunde. Wir antworten *Durch Freiheit zur Bildung!* Nur im freien Volksstaat kann das Volk Bildung erlangen“ (1920, S. 52). „Wissen ist Macht – Macht ist Wissen“ lautet der Titel seiner Rede, die in immer neuen Auflagen gedruckt wird.

Auf den wachsenden Wissensbedarf der beginnenden Industriegesellschaft reagiert auch die zeitgenössische Publizistik: einerseits mit einer breiten Palette von neuen Fachzeitschriften, andererseits mit populärwissenschaftlichen Blättern wie dem „Pfennig-Magazin der Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse“, das den Beginn der Massenpresse im deutschen Sprachraum einläutet. Wie schon ein Jahrhundert zuvor bei den Intelligenzblättern, die in ihren gelehrten Beilagen eine Art staatlich verordnete Wissensverbreitung im Sinne des Merkanti-

lismus betrieben, wird hier die Anpassung an neue ökonomisch-soziale Bedürfnisse deutlich. Fast unnötig zu erwähnen, dass auch das Buchangebot explodiert.

Wenn man für diese Zeit von „Bildungsrevolution“ sprechen kann (Nipperdey 1993, S. 451), dann ist dies vor allem dem Ausbau des Schulwesens zu verdanken. Die konsequente Umsetzung der allgemeinen Schulpflicht in den Volksschulen, die Realisierung der neuhumanistischen Bildungskonzepte in den Gymnasien, die Einführung von Realschulen – all dies sind Ergebnisse des 19. Jahrhunderts. Dadurch wurde unser Schulsystem bis heute geprägt. Wer die einschlägigen Bildungsdebatten verfolgt, hat permanent Déjà-vu-Erlebnisse – was auch ein Licht auf die Reformfähigkeit des dreigliedrigen Schulsystems hierzulande wirft.

Soweit ein kurzer Streifzug durch die Geschichte des Wissens und die Geschichte des Wissens über das Wissen. Der wachsende Stellenwert des Wissens kennzeichnet die Moderne, und seit dem Beginn der Neuzeit prägt er das jeweils aktuelle Selbst-Bewusstsein mit. Im dritten und letzten Teil meiner Bemerkungen möchte ich zunächst auf unterschiedliche Formen und Typen des Wissens und dann auf einige Aporien und Paradoxien eingehen.

III. Formen, Typen, Aporien und Paradoxien des Wissens

Aktuelle Bestandsaufnahmen der „Wissensgesellschaft“ operieren vor allem mit ökonomischen und technologischen Argumenten und Daten. In ökonomischer Perspektive wird eine „Verlagerung von Erwerbstätigkeit, Wertschöpfung und sozialer Anerkennung vom güterproduzierenden Sektor in den Bereich der Dienstleistungen und dort in wachsendem Maße in die Bereiche der Wissensproduktion, -vermittlung und -rezeption“ registriert (Brockhaus Enzyklopädie 2006, Bd. 30, S. 217). Wissen gilt als Produktionsfaktor und als Produktivkraft.

Im internationalen Vergleich zählt zum Beispiel der Anteil der Ausgaben für Forschung und Entwicklung am Bruttoinlandsprodukt. In Deutschland lag er 2005 bei 2,5 Prozent – und damit höher als in Großbritannien und Frankreich, niedriger als in den USA und Japan und insbesondere als in kleineren europäischen Ländern wie Finnland und Schweden (vgl. ebd.). Die deutsche Bundesregierung strebt für das Jahr 2010 eine Steigerung auf 3 Prozent an. Ein weiterer Indikator ist die stark wachsende Zahl von Menschen, die in Informations- und Kommunikationsberufen arbeiten.

Der technologische Fortschritt hat besonders die Medienproduktion

revolutioniert. Nachdem die Drucktechnik sich über lange Zeiträume hin kaum verändert hatte, sind seit Beginn des 20. Jahrhunderts in immer kürzeren Zeitabständen neue Medien auf die Welt gekommen: Radio - Schallplatte - Tonband und Tonkassette - Fernsehen - Video - CD-ROM - Online-Medien und so weiter.

Nach dem Aufkommen neuer Medien wurde das Angebot der alten nur in einigen Fällen reduziert; in vielen Fällen ist es sogar noch gewachsen, wie sich an den Beispielen Buch, Zeitschrift, Hörfunk und Fernsehen leicht zeigen lässt. Hinzugekommen ist als ganz neuer Kommunikationsraum das Internet. Das Angebot ist unermesslich groß und wächst von Minute zu Minute. Acht Milliarden Seiten durchsucht nach eigenen Angaben allein die Suchmaschine Google regelmäßig.

Die Digitalisierung hat zu einer weiteren gigantischen Expansion geführt. Amerikanische Kognitionsforscher haben Ende des vergangenen Jahrzehnts die Weltproduktion an Informationen gemessen und sind auf eine Größenordnung von 4604 Petabytes bzw. 4,6 Exabytes pro Jahr gekommen. Dem steht die begrenzte Speicherkraft des menschlichen Gedächtnisses gegenüber: Ein Mensch kann während eines sechzigjährigen Lebens nur etwa 150 bis 225 Megabyte dauerhaft „abspeichern“ - eine Menge, „die auf einer der handelsüblichen Festplatten gleich mehrmals Platz findet“ (Krech 1998). Kübler bemerkt dazu: „Multipliziert man die menschliche Speicherkapazität mit der Anzahl der Menschen, die auf der Welt leben, also mit rund sechs Milliarden, so kommt man auf eine theoretische Speicherfähigkeit von etwa 1350 Petabytes, also auf weniger als ein Drittel, was jährlich an ‚Wissen‘ produziert wird“ (Kübler 2005, S. 126).

Zunächst einmal gilt: Wer sich mit künstlicher Intelligenz beschäftigt, muss immer auch mit natürlicher Dummheit rechnen. Aber selbst wenn man dieser ziemlich abstrusen Berechnung folgt: Geht es hier wirklich um „Wissen“? Erst einmal geht es ja einfach um *Daten*. Bestenfalls geht es um *Informationen*, also um Daten, die sich auf einen Kontext beziehen. *Wissen* verlangt viel mehr: Zum Wissen gehört die Frage nach dem Sinn und die Bewertung von Beobachtungen, Geschehnissen, Mitteilungen.

Noch etwas kommt hinzu: die *Erfahrung* bzw. - mit Hegel gesprochen - die *Aneignung*. Hartmut von Hentig hat einmal folgendes Bild gebraucht (2002, S. 179): „Wissen ist nicht wie das Wasser in der Wasserleitung. Wissen ist nur, was man sich angeeignet hat. Die uns versprochene Kassette von der Größe einer Zigarettenschachtel, auf der das Wissen der gesamten Welt unterzubringen sei, werde ich mir, wenn sie im Laden zu haben ist, kaufen, um sie genußvoll in den nächsten Gully fallen zu lassen.“ Inzwischen haben wir diesen Zustand erreicht: Der Chip der neuesten Handtelefone, mit denen wir uns ins World Wide Web einwäh-

len können, ist kleiner als eine Zündholzschachtel. Und die damit verbundene universelle Wissensillusion ist reif für den Gully.

Die neue Technik hat den Zugang zur Information und zu den Speichern des Wissens völlig verändert. In den Jahrhunderten nach Gutenberg war bekanntlich der Druck Hauptweg der Weitergabe des Wissens einer Zeit, und die Lektüre war der übliche Rezeptionsmodus. „Lesen“ heißt in der germanischen Ursprungsbedeutung „die Runen enträtseln“ – gemeint ist das Auflesen der Buchenstäbe, in die Runenzeichen geritzt waren –, und später heißt es dann allgemeiner „auswählend sammeln, aufheben“ (Kluge 1963, S. 436). Lesen bedeutet entdecken, auswählen, bewerten, und das Ergebnis solcher langwieriger Kultivierungsarbeit bezeichnete man früher als „Lese Frucht“. Heute hetzt man die maschinellen Suchhunde durchs Internet – sie apportieren dann in Windeseile Stellenangaben, Schlagwörter und Satzketten. Statt „empor-lesen“ lautet die Devise „down-loaden“.

Man muss kein verträumter Nostalgiker sein, um in der digitalen Speicherung von Informationen im Netz neben den großen Potenzialen und Chancen der Zugangserweiterung auch die Gefahren zu sehen: Sie liegen im fortschreitenden Verlust der Fähigkeit zur Aufnahme und Analyse komplexer Texte und Werke und auch in der Forcierung von Plagiaten, wie Stefan Weber soeben in seinem Buch „Das Google-Copy-Paste-Syndrom“ (2007) eindrucksvoll nachgewiesen hat.

Schon die frühe Wissenssoziologie hat ihren Gegenstand typologisch einzuordnen versucht. Einflussreich war etwa die Einteilung von Max Scheler (1926) in Bildungswissen, Erlösungswissen und Herrschaftswissen (1960, S. 205; vgl. Stehr 1994, S. 59, 245f.). Das Spektrum solcher Versuche reicht bis zu der elaborierten „Wissensordnung“ von Helmut F. Spinner: Er entwickelt eine „dritte Grundordnung hochindustrialisierter Gesellschaften“ neben Rechts- und Wirtschaftsordnung (1994, S. 11). Damit profiliert er sich als eine Art Linné der Wissensarten und -gattungen. Es wäre reizvoll, eine Metaanalyse der – im Übrigen sehr heterogenen – Typologien vorzulegen (vgl. u.a. Machlup 1962, S. 13ff.; Bell 1976, S. 179ff.; Kübler 2005, S. 128ff.). Hier bleibt nur Zeit und Raum für einige wenige Anmerkungen zu vier ausgewählten Wissenstypen:

1. Wissenschaftliches Wissen

Die Entwicklung der Wissenschaft lässt sich in drei Stichworten skizzenhaft umreißen: Institutionalisierung, Expansion und Differenzierung. Über die sozialen Normen der „scientific community“ herrscht weitreichender Konsens: Robert K. Merton hat sie mit den Begriffen Universalismus, Kommunalismus bzw. Wissens-Kommunismus, Uneigennützig-

keit und organisierter Skeptismus beschrieben (1972). Der Bedeutungsgewinn wissenschaftlichen Erkennens hat dazu geführt, dass einige Autoren von „Wissenschaftsgesellschaft“ sprechen – so der Titel eines Buches von Rolf Kreibich (1986), das den Entwicklungsprozess der Wissensproduktion und -verwertung als treibendes Moment des gesellschaftlichen Wandels von Galilei bis zur so genannten High-Tech-Revolution beschreibt.

2. Professionelles und fachliches Wissen

Eine wissenschaftliche Vor- und Ausbildung ist für die klassischen Professionen *conditio sine qua non* und wird für immer mehr Berufe faktisch zur Zugangsvoraussetzung. Daneben gibt es Qualifikationen, Kompetenzen, Kenntnisse und Routinen, die erst bei der Berufsausübung erworben werden. Ein Hauptziel der aktuellen Studienreformen ist ein stärkerer Berufsbezug und eine Verbindung von „Theorie“ und „Praxis“. Das führt unter anderem dazu, dass immer mehr Berufspraktiker ihr Wissen als Lehrbeauftragte an Universitäten und Hochschulen vermitteln.

3. Bildungswissen

Ein wichtiges Element der schulischen Bildung ist die Qualifizierung für den Arbeitsmarkt. Neben diesem Aspekt, der in der PISA-Debatte im Zentrum stand, darf man nicht vergessen, dass die deutsche Schultradition stark geprägt ist von (neu-)humanistischen Bildungsidealen: Die vermittelten Inhalte sollen sich nicht beschränken auf ein funktionales Verfügungs- und Anwendungswissen, sondern auch mit den historischen und kulturellen Grundlagen unserer Gesellschaft bekannt machen. Dazu gehört die Begegnung und die Auseinandersetzung mit kulturellen Manifestationen der Vergangenheit in Literatur, Kunst, Musik, Philosophie und Religion. Neben der Gegenwartskunst pflegen Kulturinstitutionen wie Theater, Opernhäuser und Museen weiter den klassischen Kanon – in den Lehrplänen kommt er hingegen immer weniger vor. Dass dies als Defizit empfunden wird, zeigen die Bestseller-Erfolge von neuen „Bildungs“-Büchern wie jener von Dietrich Schwanitz (1999); im Untertitel seines Kompendiums heißt es bescheiden: „Alles, was man wissen muß“.

4. Alltagswissen

Für die Lebensbewältigung im Alltag ist ein praktisches Handlungswissen weit wichtiger als das methodisch-theoretisch reflektierte Erkenntniswissen. Es wird vor allem vermittelt von den traditionellen Sozialisa-

tionsinstanzen und sozialen Netzwerken. Angesichts der Individualisierungstendenzen und der Fragmentierung der Gesellschaft gewinnt allerdings auch die Ratgeberfunktion der Massenmedien an Bedeutung. In der Angebotsfülle der Waren, Dienstleistungen und Lebensstiloptionen bieten sie Orientierung.²

Die Medien sind noch in einem weiteren Punkt bedeutsam. Dazu eine kurze Erinnerung an ein Gespräch mit Niklas Luhmann: Im Sommer 1974 habe ich ihn in seinem Haus in Oerlinghausen besucht und ihn unter anderem gefragt, worin er die Hauptfunktion der Massenmedien sähe. Die knappe Antwort war: „In der Unterstellbarkeit des Wissens.“ Wie er darauf komme? Sein Sohn habe ihn kurz zuvor gefragt, wer Werner Höfer sei – eine Frage, die der fernsehabsinente Vater nicht beantworten konnte.

Unterstellbarkeit des Wissens: Die aktuellen Massenmedien liefern mit ihren Informationen auch zentrale Themen der Alltagsgespräche – sozusagen das Kleingeld der ganz normalen Konversation. In ähnlicher Weise gilt das übrigens für die anderen drei genannten Wissensarten – auch wenn es hier speziellere Medien sind, etwa Bücher und Fachzeitschriften. Nicht zufällig nannten sich die beliebtesten Wissensspeicher für das Bürgertum seit dem 19. Jahrhundert „Konversationslexikon“.

Darüber hinaus gibt es heute viele „Handbücher nutzlosen Wissens“ – Sammlungen von Superlativen oder Kuriosa vom Typ „1936 wurde in England ein Schwein zum Tode durch den Strick verurteilt und exekutiert, weil es ein Kind getötet hatte“ (Behmer 2000, S. 202). Da fällt einem ein einschlägiges Graffiti ein: „Wissen ist Macht – nicht wissen macht auch nichts.“ Solche Handbücher machen ihrem Namen alle Ehre – aber wenn man Glück hat, kann man mit solcher Art Wissen heute im Fernsehen immerhin Millionär werden.

Im Alltag vermischen sich häufig die verschiedenen Wissensformen. Da kann es dann durchaus passieren, dass man seinen Kardiologen im Sprechzimmer eines Heilpraktikers wiedertrifft. Und es wundert einen kaum noch, dass eine berühmte Fachkollegin, die nach dem Kriege hierzulande die empirische Sozialforschung populär gemacht hat, privat auf Nostradamus schwört.

Wie mächtig ist das Wissen? Diese Frage stellt sich nicht nur im Hinblick auf individuelle, sondern auch auf gesellschaftliche Lernprozesse. Die europäische Mentalitätsgeschichte der vergangenen Jahrzehnte zeigt, dass es in der Problemwahrnehmung zwischen den Hauptakteuren in unterschiedlichen Wissensklassen einen großen „time lag“ gibt. Die

² Vgl. dazu die Studie „Experten des Alltags“ von Hömberg und Neuberger (1995). Hörning hat den Titel später übernommen (2001).

„knowledge gaps“ zwischen wissenschaftlichem Wissen und Alltagswissen sind in diversen Studien aus unserem Fach untersucht worden, und zwar sowohl in Medieninhaltsanalysen als auch innerhalb der Kampagnenforschung sowie der Publikums- und Wirkungsforschung.

„Gesellschaften lernen langsam“ – auf diese Formel lassen sich die Erkenntnisse einer bisher erst ansatzweise entwickelten Theorie kollektiver Lernprozesse bringen (Langenbacher 1993, S. 60; nach Hondrich 1992, S. 25). Zur Zeit erleben wir gerade wieder einen solchen Lernprozess: Die aktuelle Klima-Debatte zeigt, wie lang der Weg von der Erkenntnis über politische Entscheidungen bis zum Alltagshandeln ist. Der Optimismus der Aufklärung hat historisch manchen Dämpfer erhalten. Wissen kann auch Ohnmacht bedeuten – nicht ohne Grund ist die „Dialektik der Aufklärung“ (zuerst 1947) zum sprechenden Buchtitel geworden.

Zum Schluss bleibt mir nur, auf einige Paradoxien und Aporien hinzuweisen. Die erste hat schon Goethe offenbart: „Eigentlich weiß man nur, wenn man wenig weiß; mit dem Wissen wächst der Zweifel“, schreibt er in den „Maximen und Reflexionen“ (1973, S. 466). Dabei hätte er auf Descartes verweisen können, von dem die moderne Wissenschaft den methodischen *Zweifel* geerbt hat. „Cogito, ergo sum“ – diese Erkenntnis bleibt als einzige Gewissheit.

Außer dem Zweifel wächst mit dem Wissen auch das *Nichtwissen*. Hubert Markl hat dafür ein treffendes Bild gefunden (1987, S. 22): Er vergleicht das Wissen mit einer Kugel, die im All des Nichtwissens schwimmt und immer größer wird. Mit dem Wachsen ihrer Oberfläche vermehren sich auch die Berührungspunkte mit dem Nichtwissen. Die Konsequenz: „Je weiter [...] die Wissenschaft ausgreift, um so länger wird der Weg für den, der die Grenzen der Erkenntnis in einem Fach zu erreichen sucht, um so dicker werden die Lehrbücher, um so länger die Vorlesungen. Es ist abzusehen, wann ein Leben – bei aller Steigerung unserer Lebenserwartung – für ein erfolgreiches Studium nicht mehr ausreicht. Kommen wird der Tag, an dem ein Vater mit dem Studium beginnt, sein Sohn die Promotion erreicht und erst der Enkel sich habilitieren kann!“

Zwischen Wissen und Nichtwissen gibt es noch einen dritten Bereich, den man mit Michael Schmolke als *Aberwissen* charakterisieren kann (1999, S. 46). Im Mittelalter lieferte der kirchlich präformierte Glaube das Wahrheitsmodell, das generelle Gültigkeit beanspruchte. Die davon nicht erfassten weißen Flecken in der Realitätserfahrung wurden ausgefüllt vom „Aberglauben“, der die Umwelt deuten und bewältigen half. Wir alle leben heute mit einer zunehmenden Anzahl von „black boxes“, deren undurchschaubaren Inhalt wir mit Aberwissen füllen.

Schließlich das *Halbwissen*. Dazu hat Nietzsche das Nötige gesagt: „Das Halbwissen ist siegreicher als das Ganzwissen: es kennt die Dinge einfacher, als sie sind, und macht daher seine Meinung faßlicher und überzeugender“ („Menschliches, Allzumenschliches“; 1994, Bd. 1, S. 707). Last but not least das *Nicht-mehr-Wissen*: das Vergessen des einst Gewussten (vgl. Weinrich 2005).

Ein berühmter Aphorismus der Wissenschaftsgeschichte versichert uns: „Ein Zwerg, der auf den Schultern eines Riesen steht, kann weiter sehen als der Riese selbst.“ Robert K. Merton hat in seinem wunderbaren „Leitfaden durch das Labyrinth der Gelehrsamkeit“ (1980) diesen Satz, der unter anderem Newton zugeschrieben wird, bis ins 12. Jahrhundert zurückverfolgt. Dabei ist er auch in Bamberg fündig geworden: Das Fürstenportal des Bamberger Doms zeigt in der unteren Reihe die Propheten, und auf ihren Schultern stehen die Apostel. Dies ist ein eindrucksvolles Bild für die Kumulation des Wissens: Wie die Apostel auf dem Propheten stehen, so steht jede neue Generation von Wissenschaftlern auf den Schultern ihrer Vorgänger. Das gilt jedenfalls für die Naturwissenschaften. In Bezug auf die Sozialwissenschaften wird allerdings von manchem vermutet, dass dort „jede neue Generation ihren Vorläufern auf der Nase herumtanzt“ (Merton 1980, S. 223; nach Zeaman 1959, S. 167).

Wissenschaftliche Kongresse sollen zur Vermehrung des Wissens beitragen. Wissenschaft bedeutet aber immer auch gewusstes Nichtwissen.³ Und wenn es ganz gut läuft, können wir am Ende mit Sokrates sagen: „οἶδα οὐκ εἰδώς“ – „Ich weiß, dass ich nichts weiß“.

Literatur

- Bacon, Francis (1966): Neu-Atlantis. In: Heinisch, Klaus J. (Hg.): Der utopische Staat. Reinbek bei Hamburg, S. 171–215 [zuerst London 1627].
- Bacon, Francis (1990): Neues Organon. Lateinisch-Deutsch. Herausgegeben und mit einer Einleitung von Wolfgang Krohn. 2 Teilbände. Hamburg [zuerst 1620].
- Bacon, Francis (2000): The New Organon. Herausgegeben von Lisa Jardine und Michael Silverthorne. Cambridge [zuerst 1620].
- Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt am Main.
- Becker, Rudolph Zacharias (1980): Noth- und Hilfsbüchlein für Bauersleute.

³ Soeben ist ein „Lexikon des Unwissens“ erschienen, das erstaunliche Wissenslücken aufspürt (Passig/Scholz 2007). Der Klappentext verspricht: „Das erste Buch, nach dessen Lektüre Sie garantiert weniger wissen als zuvor.“

- Nachdruck der Erstausgabe von 1788. Herausgegeben und mit einem Nachwort von Reinhart Siegert. Dortmund.
- Behmer, Markus (2000): Archive des Absonderlichen. Streifzüge durch zentrale Randgebiete des Wissens und Nichtwissens. In: Hömberg, Walter/Roloff, Eckart Klaus (Hg.): Jahrbuch für Marginalistik I. Münster, Hamburg, London, S. 199-212.
- Bell, Daniel (1976): Die nachindustrielle Gesellschaft. 2. Aufl., Frankfurt am Main, New York.
- Beyer, Raimund Wilhelm (1974): Zwischen Phänomenologie und Logik. Hegel als Redakteur der Bamberger Zeitung. 2., ergänzte und erweiterte Aufl., Köln.
- Bittlingmayer, Uwe H./Bauer, Ullrich (Hg.) (2006): Die „Wissensgesellschaft“. Mythos, Ideologie oder Realität? Wiesbaden.
- Bloch, Ernst (1967): Das Prinzip Hoffnung. 3 Bände. Frankfurt am Main.
- Brockhaus. Enzyklopädie in 30 Bänden (2006). Band 30. 21., völlig neu bearbeitete Aufl., Leipzig, Mannheim.
- Drucker, Peter F. (1969): The Age of Discontinuity. Guidelines to our Changing Society. New York, Hagerstown, San Francisco, London.
- Erdmann, Johann Eduard (1971): Philosophie der Neuzeit. Der deutsche Idealismus. Geschichte der Philosophie VII. Reinbek bei Hamburg.
- von Goethe, Johann Wolfgang (1973): Maximen und Reflexionen. In: Goethes Werke. Hamburger Ausgabe, herausgegeben von Erich Trunz. Band XII. 7., überarbeitete Aufl., München, S. 365-547.
- Gross, Peter (1994): Die Multioptionsgesellschaft. Frankfurt am Main.
- von Hentig, Hartmut (2002): Der technischen Zivilisation gewachsen bleiben. Nachdenken über die Neuen Medien und das gar nicht mehr allmähliche Verschwinden der Wirklichkeit. Weinheim, Basel.
- Hömberg, Walter (1975): Zeitgeist und Ideenschmuggel. Die Kommunikationsstrategie des Jungen Deutschland. Stuttgart.
- Hömberg, Walter (1985): Glashaus oder Elfenbeinturm? Zur Entwicklung und zur Lage der Wissenschaftskommunikation. In: Schreiber, Erhard/Langenbacher, Wolfgang R./Hömberg, Walter (Hg.): Kommunikation im Wandel der Gesellschaft. Festschrift für Otto B. Roegele. 2., revidierte und erweiterte Aufl., Düsseldorf, S. 79-96.
- Hömberg, Walter/Neuberger Christoph (1995): Experten des Alltags. Ratgeberjournalismus und Rechercheanzeigen. Eichstätt.
- Hondrich, Karl Otto (1992): Lehrmeister Krieg. Reinbek bei Hamburg.
- Horkheimer, Max/Adorno, Theodor W. (1969): Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. Frankfurt am Main [zuerst 1947].
- Hörning, Karl H. (2001): Experten des Alltags. Die Wiederentdeckung des praktischen Wissens. Weilerswist.
- Hosfeld, Rolf (1987): Georg Wilhelm Friedrich Hegel. In: Kriskker, Gerhard C.: Bambergers unbequeme Bürger. Bamberg, S. 99-105.
- John, Johannes (1993): Reclams Zitaten-Lexikon. Durchgesehene und erweiterte Ausgabe. Stuttgart.

- Kant, Immanuel (1784): Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung? In: Berlinische Monatsschrift, Dezember 1784, S. 481-494.
- Kieslich, Günter (1969): Kommunikationskrisen in der Wissenschaft. Antrittsvorlesung, gehalten am 25. März 1969 an der Universität Salzburg. Salzburg, München.
- Kluge, Friedrich (1963): Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 19. Aufl., bearbeitet von Walther Mitzka. Berlin.
- Knorr-Cetina, Karin (1984): Die Fabrikation von Erkenntnis. Zur Anthropologie der Naturwissenschaft. Frankfurt am Main.
- Knorr-Cetina, Karin (2002): Wissenskulturen. Ein Vergleich naturwissenschaftlicher Wissensformen. Frankfurt am Main.
- Krech, Hartmut (1998): Der Weltgeist: 1350 Petabytes. Wieviel Wissen gibt es auf der Welt? Kognitionsforscher wagen eine quantitative Antwort. In: Die Zeit, Nr. 46 vom 5.11.1998, S. 46.
- Kreibich, Rolf (1986): Die Wissenschaftsgesellschaft. Von Galilei zur High-Tech-Revolution. Frankfurt am Main.
- Kübler, Hans-Dieter (2005): Mythos Wissensgesellschaft. Gesellschaftlicher Wandel zwischen Information, Medien und Wissen. Eine Einführung. Wiesbaden.
- Kuhn, Thomas S. (1973): Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Frankfurt am Main.
- Lane, Robert E. (1966): The Decline of Politics and Ideology in a Knowledgeable Society. In: American Sociological Review, Vol. 31, 1966, Nr. 1, S. 649-662.
- Langenbucher, Wolfgang R. (1993): Zukunft: Medien und gesellschaftliches Lernen. Skizzen zu einem theoretischen und empirischen Forschungsprogramm für das Projekt Lerngesellschaft. In: Bonfadelli, Heinz/Meier, Werner A. (Hg.): Krieg, Aids, Katastrophen ... Gegenwartsprobleme als Herausforderung der Publizistikwissenschaft. Konstanz, S. 59-79.
- Lash, Scott/Urry, John (2000): Die globale Kulturindustrie. Die politische Ökonomie der Zeichen im Raum. Frankfurt am Main.
- Liebke, Wilhelm (1920): Wissen ist Macht - Macht ist Wissen. Festrede, gehalten zum Stiftungsfest des Dresdener Bildungsvereins am 5. Februar 1872. Neue Auflage, Berlin.
- Machlup, Fritz (1962): The Production and Distribution of Knowledge in the United States. Princeton, New Jersey.
- Markl, Hubert (1987): Das akademische Ökosystem. Konstanz.
- Mattelat, Armand (2003): Kleine Geschichte der Informationsgesellschaft. Berlin.
- Mayer, Karl Ulrich (Hg.) (1990): Lebensverläufe und sozialer Wandel. Opladen.
- Meja, Volker/Stehr, Nico (Hg.) (1982): Der Streit um die Wissenssoziologie. 2 Bände. Frankfurt am Main.
- Merton, Robert K. (1972): Wissenschaft und demokratische Sozialstruktur. In: Weingart, Peter (Hg.): Wissenschaftssoziologie 1. Wissenschaftliche Entwicklung als sozialer Prozeß. Frankfurt am Main, S. 45-59.
- Merton, Robert K. (1980): Auf den Schultern von Riesen. Ein Leitfaden durch

- das Labyrinth der Gelehrsamkeit. Frankfurt am Main.
- Nietzsche, Friedrich (1994): Menschliches, Allzumenschliches. In: Ders.: Werke in drei Bänden. Herausgegeben von Karl Schlechta. Band 1. München, Wien, S. 435-1008 [zuerst 1878].
- Nipperdey, Thomas (1993): Deutsche Geschichte 1800-1866. Bürgerwelt und starker Staat. 6., durchgesehene Aufl., München.
- Passig, Kathrin/Scholz, Aleks (Hg.) (2007): Lexikon des Unwissens. Worauf es bisher keine Antwort gibt. Berlin.
- Pongs, Armin (1999/2000): In welcher Gesellschaft leben wir eigentlich? Gesellschaftskonzepte im Vergleich. 2 Bände. München.
- Pongs, Armin (2007): In welcher Gesellschaft leben wir eigentlich? Auf dem Weg zu einem neuen Gesellschaftsvertrag. Band 1. 3., erweiterte, aktualisierte und komplett überarbeitete Aufl., München.
- Riepl, Wolfgang (1913): Das Nachrichtenwesen des Altertums. Mit besonderer Rücksicht auf die Römer. Leipzig, Berlin [Reprographischer Nachdruck: Hildesheim, New York 1972].
- Rust, Holger (2002): Am ehesten: Ideengesellschaft. In: Bertelsmann Stiftung (Hg.): Was kommt nach der Informationsgesellschaft. 11 Antworten. Gütersloh, S. 40-67.
- Scheler, Max (1960): Die Wissensformen und die Gesellschaft. 2., durchgesehene Aufl., mit Zusätzen herausgegeben von Maria Scheler. Bern.
- Schmolke, Michael (1999): Stereotypen, Feindbilder und die Rolle der Medien. In: Ders.: Aufklärung und Aberwissen. Ausgewählte Beiträge zur Publizistik. Herausgegeben und eingeleitet von Walter Hömberg, Heinz Pürer, Franz Rest und Thomas Steinmaurer. München, S. 37-47.
- Schneiders, Werner (1974): Die wahre Aufklärung. Zum Selbstverständnis der deutschen Aufklärung. Freiburg, München.
- Schulze, Gerhard (1992): Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart. Frankfurt am Main, New York.
- Schwanitz, Dietrich (1999): Bildung. Alles, was man wissen muß. Frankfurt am Main.
- Siegert, Reinhart (1978): Aufklärung und Volkslektüre. Exemplarisch dargestellt an Rudolf Zacharias Becker und seinem „Noth- und Hilfsbüchlein“. Mit einer Bibliographie zum Gesamtthema. Frankfurt am Main.
- Spinner, Helmut F. (1994): Die Wissensordnung. Ein Leitkonzept für die dritte Grundordnung des Informationszeitalters. Opladen.
- Spinner, Helmut F. (2000): Ordnungen des Wissens: Wissensorganisation, Wissensrepräsentation, Wissensordnung. In: Ohly, Peter H./Rahmsdorf, Gerhard/Sigel, Alexander (Hg.): Globalisierung und Wissensorganisation: Neue Aspekte für Wissen, Wissenschaft und Informationssysteme. Würzburg, S. 3-23.
- Stehr, Nico (1994): Arbeit, Eigentum und Wissen. Zur Theorie von Wissensgesellschaften. Frankfurt am Main.
- Tänzler, Dirk/Knoblach, Hubert/Soeffner, Hans-Georg (Hg.) (2006): Zur Kritik der Wissensgesellschaft. Konstanz.

- Weber, Stefan (2007): Das Google-Copy-Paste-Syndrom. Wie Netzplagiate Ausbildung und Wissen gefährden. Hannover.
- Weinrich, Harald (2005): Lethe. Kunst und Kritik des Vergessens. München.
- Wienbarg, Ludolf (1838): Geschichtliche Vorträge über altddeutsche Sprache und Literatur. Hamburg.
- Willke, Helmut (1998): Systemisches Wissensmanagement. Stuttgart.
- Wyssusek, Boris (2004): Einleitung und Überblick: Soziale Aspekte des Wissensmanagement. In: Ders. (Hg.): Wissensmanagement komplex. Perspektiven und soziale Praxis. Berlin, S. 1-8.
- Zeaman, David (1963): Skinner's Theory of Teaching Machines. In: Galanter, Eugene (Hg.): Automatic Teaching: The State of the Art. 3. Aufl., New York, S. 167-176.